



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

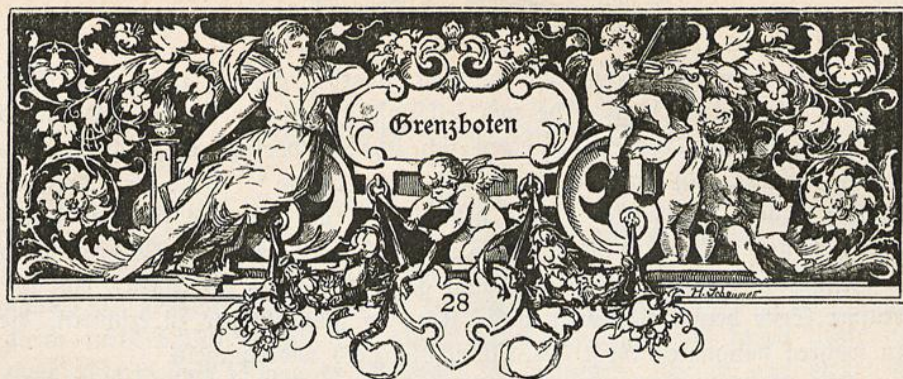
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reichsverdrossenheit und Bismarcklegende

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Reichsverdroffenheit und Bismarcklegende

Wenn man heute, drei Jahrzehnte nach dem großen deutschen Einheitskriege, einen Blick auf unser öffentliches Leben wirft, so sieht man eine Reihe von Erscheinungen, die eine nationale Ebbe, einen Rückgang des Idealismus verraten, der unser Volk noch in den siebziger Jahren beseelte. „Reichsverdroffenheit“ nennt man das mit einem vor Jahren schon erfundenen, oder wie es neuerdings heißt, „geprägten“ Ausdruck. Es ist wohl eine notwendige Erscheinung in dem Seelenleben des einzelnen Menschen, wie in dem der Völker, daß jeder großen Erregung eine Zeit der Ernüchterung folgt; darum können wir uns nicht wundern, daß auf die ungeheure geistige und sittliche Anspannung der gesamten nationalen Kräfte seit den Befreiungskriegen, bei dem Ringen und Streben des ganzen Volkes nach der Erreichung und der Sicherung der deutschen Einheit, eine Zeit der Abspannung gefolgt ist. Aber was berechtigt die jetzt lebende Generation zur Reichsverdroffenheit? Sie weiß aus eignem Erleben nichts mehr von den Taten, der Sehnsucht, dem Streben und auch den politischen Irrtümern der Väter und der Großväter; ihre ersten politischen Erinnerungen fallen mit dem überwältigenden Hurraruf der gesamten Nation über den Sieg von Sedan zusammen, die Erfüllung des heißen Wunsches zweier Generationen, Kaiser und Reich, ist ihr gewissermaßen schon in die Wiege gelegt worden. Sie hätte am allerwenigsten Ursache zur Unzufriedenheit, aber sie verfällt mehr und mehr diesem Erbübel der Deutschen. Bismarck kannte seine Landsleute sehr gut, er sagte schon bei der Beratung des Sozialistengesetzes am 9. Oktober 1878: „Der Deutsche hat an und für sich eine starke Neigung zur Unzufriedenheit. Ich weiß nicht, wer von uns einen zufriednen Landsmann kennt.“ Den Beginn der Abnahme der Freude am Reich kennzeichnete er schon am 5. Mai 1881 im Reichstage: „Was man hat, verliert an Wert, der Besitz macht gleichgiltig; was man hat, das will man nicht, und was man nicht hat, das will man, und so geht es mit dem Deutschen Reiche. Seitdem es wohlbesessen erscheint, hat man nicht mehr dieselbe lebendige Teilnahme, es ist nichts Neues mehr, es kommt vielen Leuten vor, als wenn es immer so gewesen wäre, namentlich denjenigen, die keine Erinnerung an die Vergangenheit haben, und als ob es immer so bleiben müßte. Ich möchte doch darum sehr inständig

Grenzboten III 1904

9

bitten, daß man sich diesem Wahne nicht hingebe, als ob ohne eigne Mitwirkung, ohne eigne patriotische und selbstlose Hingebung für das Vaterland je eine Nation die Wohltaten, deren sich jetzt die deutsche nach langer Entbehrung erfreut, sich auf die Dauer bewahren könnte.“ Diese vor dreiundzwanzig Jahren gesprochenen Worte gelten noch, als seien sie für die Gegenwart gemünzt, und es ist in unsern Tagen, in denen der Name Bismarcks so oft gegen Kaiser und Kanzler, überhaupt gegen die ganze Gegenwart, von unberufener Seite heraufbeschworen wird, Zeit, an solche Worte zu erinnern, die den wahren nationalen Geist des Altreichskanzlers wider spiegeln.

Das Deutsche Reich ist unter Schmerzen zur Welt gekommen, und seine Ehrentage haben schwere Kämpfe gekostet; vor den Tagen der Entscheidung auf den Schlachtfeldern in Böhmen und an der Mosel haben die tapfersten Herzen in banger Ahnung gebebt, ohne aber den Mut und die Entschlossenheit zur Tat zu verlieren. Über 100 000 Männer haben Leben und Gesundheit eingebüßt, damit das hohe Ziel erreicht werde; die Zeiten der Entstehung des Reiches tragen den Stempel seelischen Ringens und herber Trauer. Aber die heutige Generation hat keine lebendige Erinnerung mehr daran; wenn sie zurückschaut, liebt sie wohl nur, die Strahlenglorie der großen Zeit als etwas Selbstverständliches zu betrachten, denn die Zeit hat die Wunden geheilt und das Leid der Vergangenheit selbst im Freudenglanze aufgelöst. Mehr und mehr stellt sich die lebende Generation die große Zeit in der Gestalt der Bismarcklegende vor. Bismarcklegende? — Ja, es soll hier einmal klar und deutlich ausgesprochen werden, daß die Gegenwart mit dem größten Staatsmann der Deutschen Legenden treibt, die in keinem Falle von Nutzen sein können. Das Wesen dieser Legenden besteht in der Auffassung oder vielmehr Darstellung, als ob dem Altreichskanzler gewissermaßen alle Initiative, samt den Erfolgen der Armee, beizumessen sei, während Kaiser Wilhelm der Erste eigentlich nur der empfangende Teil gewesen wäre. Der Eindruck der großen Zeit läßt sich ja durch nichts verwischen; je weniger aber derev werden, die sie als Männer noch mit erlebt haben, um so eifriger wird leider von ganz verschiedenen Seiten daran gearbeitet, alle Erfolge zu dieser allgemeinen Bismarcklegende zu vereinigen. Es würde nun vielleicht an und für sich nichts schaden, wenn die Masse des Volkes die große Zeit der Errichtung des Reiches irgendwie unter dem Namen Bismarck zusammenfaßte, obgleich es geschichtlich nicht richtig wäre; aber es wird nachgerade notwendig, dagegen Einspruch zu erheben, daß eine Auffassung, die ihres volkstümlichen Charakters wegen sonst wohl geeignet erscheinen könnte, der nationalen Kräftigung des Vaterlandes zu dienen, von Personen und Parteien, zum Teil absichtlich, zum Teil schon aus eingerissener Unkenntnis, ausgenützt wird, dem Volke eine falsche Unterlage für die Bewertung seiner jüngsten Vergangenheit und damit für die Beurteilung der Persönlichkeiten und politischen Verhältnisse unsrer Tage unterzuschieben und damit Lehrmeinungen und Herrschgelüste, die man durch große weltgeschichtliche Ereignisse für abgetan glaubte ansehen zu dürfen, wieder in das innere politische Leben einzuführen.

Man halte nur einmal Umschau im deutschen Lande, und man wird er-

staunen, in welchem Umfange die geflüffentlich betriebne Entstellung schon die frühere richtige Auffassung vom „Kaiser Wilhelm und seinen drei Paladinen,“ unter denen selbstverständlich Bismarck immer als der erste galt, verdrängt hat; nahezu die gesamte Tagespresse ist auf diese Tonart abgestimmt. Es sei hier gleich nachdrücklich betont, daß diesen Ausführungen nichts ferner liegt, als einen Angriff auf Bismarcks Andenken zu bezwecken. Er ist und bleibt der größte deutsche Staatsmann, er ist an und für sich so groß, daß man ihn nicht einmal damit größer machen kann, wenn man ihm auch das zuschreibt, was man andern nimmt, wenn man ihm allein auch noch die Verdienste beilegen will, die dem Kaiser Wilhelm dem Ersten, Moltke, Roon und der Armee gebühren. Aber das Deutsche Reich ist nicht die Schöpfung eines Einzelnen, sondern einer kleinen Anzahl großer und starker Charaktere, die in fortgesetztem Ringen ihrer auf dasselbe Ziel gerichteten, aber nicht immer gleichlaufenden Meinungen das neue Staatsgebilde aufrichteten, das von dem Wesen eines jeden deutliche Spuren zeigt. Der Meister des Werks ist aber der Staatsmann Bismarck, der es als echter Baumeister mit so siebenfacher Sicherheit gegründet hat, daß es im Lauf der Jahrzehnte immer fester geworden ist, den Tod aller seiner Miterbauer ungefährdet überstanden hat und auch die Reichsverdroffenheit einer national schlaffer gewordenen Generation aushalten kann. Die vorhergehende Generation hatte es allerdings leichter, sie sah deutlich vor Augen, was entstanden war, sie fand, daß es gut war; die selbst mit darum gekämpft hatten, empfanden es am tiefsten und hatten die Freude, daß die Feder der Diplomaten nicht wieder verdarb, was das Schwert mit so großen Anstrengungen errungen hatte.

Es war doch ganz anders gekommen als nach der großen Erhebung von 1813, wo auch die imponierende Kriegsmacht Preußens und das Gewicht, das dieser Staat durch die Bedeutung seines Heeres bei den Friedensunterhandlungen erhielt, im letzten Grunde auf dem hohen Sinne beruhte, der in den ersten Frühlingmonden des Jahres das preußische Volk beherrschte, die ganze Welt überraschte und die gesamte preußische Armee wieder mit friderizianischem Geist erfüllte. Aber nicht die Begeisterung des Volkes, nicht das patriotische Heer Blüchers hatten über die Erfolge des Krieges zu entscheiden, sondern das taten nach Lage der Dinge die Dynastien und die Kabinette von ganz Europa, die zum großen Teile mit gutem Rechte behaupten konnten, daß sie bei dem Wiedererstehn Preußens mitgewirkt hätten. Schon die Rheinbundkönige sagten ja auf dem Wiener Kongreß von Preußen, daß es „erst kürzlich das Mitleid der Alliierten angefleht habe.“ Gerade die hervorragenden, aber doch nicht die Lage allein beherrschenden Kriegstaten des preußischen Heeres erregten Neid; Metternich geriet in Furcht vor dem „bewaffneten Jakobinismus“ des preußischen Volkes, Kaiser Franz schloß schon am 3. Januar 1815 mit England, Frankreich und Bayern das berufne Bündnis wider die Gäste seines Hauses, die Herrscher von Preußen und Rußland, und die soeben erst durch Preußen mit von der französischen Herrschaft befreiten „deutschen Brüder“ des Rheinbundes freuten sich schon darauf, noch einmal mit Frankreich und nun auch mit Österreich im Bunde Preußen bekämpfen zu können. Es änderte wenig oder gar

nichts an dieser politischen Lage, daß in der Hauptsache Preußen den von Elba zurückgekehrten Korsen zum zweiten Pariser Frieden und zur Aufgabe seines Thrones zwang, die Engländer schrieben sich unter stiller Zustimmung der übrigen „Verblindeten“ den Erfolg allein zu, und noch heute leben sie in dem historischen Wahne, sie hätten bei Waterloo gesiegt, und Blücher habe eigentlich bloß zugeesehen. Nur die Franzosen wußten es besser, und aus dieser Zeit schrieb sich ihr unauslöschlicher Haß gegen die Prussiens, der grimmiger war als der ebenfalls nicht geringe gegen England.

Über den etwas kläglichen Ausgang der großen Zeit hat sich nun hinterher eine allgemeine Auffassung gebildet, die ungefähr dahin ging, daß Hardenberg der neidischen und habgüchtigen österreichischen Diplomatie nur schwachen Widerstand geleistet habe und überhaupt dem schlauen und perfiden Metternich nicht gewachsen gewesen sei. Das ist nur nach einer Seite hin richtig, in Wirklichkeit entsprach das Resultat den damaligen Machtverhältnissen. Preußen hatte durch die ungeheuern Anstrengungen seines Volkes und die Energie seiner Führer eben nur die Wiederherstellung seiner Stellung nach dem Zusammenbruche von 1806 erreicht und mußte froh sein, in dem allgemeinen Ramsch bei der Länderverteilung zu nehmen, was es eben erhalten konnte. In einem Kriege um mehr oder um eine andre Gestaltung hätte ihm höchstens Rußland zur Seite gestanden, aber auch nicht bei allen noch so berechtigten Forderungen, und man konnte dem verarmten und erschöpften Volke gar nicht zumuten, sich in weitere Kämpfe einzulassen, die dem Verzweiflungskampfe Friedrichs des Zweiten im Siebenjährigen Kriege nur zu ähnlich gewesen wären. Außer an der Kraft des ausgesognen Volkes fehlte es dem Staate hierzu wohl auch an entschlossenen Männern, aber es läßt sich sicher nicht ohne weiteres behaupten, daß dem Genius eines Bismarck damals viel größere Erfolge beschieden gewesen wären. Die Machtverhältnisse lagen doch ganz anders als in den Jahren 1866 und 1870/71, und heute liegen sie wieder anders als zur Zeit Bismarcks. Die Machtverhältnisse bestimmen eben vor allem den Gang und die Erfolge der äußern Politik.

Die auffällige Erscheinung, daß man gerade in Deutschland, dem eigentlichen Ausgangslande der allgemeinen Wehrpflicht, dem militärischen Einfluß bei der Schätzung der historischen Ereignisse und bei politischen Erwägungen so geringe Beachtung schenkt und vieles, was ihm allein auf Rechnung zu schreiben ist, andern Ursachen beizumessen pflegt, sogar in den Darstellungen namhafter Geschichtschreiber, ist schon vielfach hervorgehoben worden. Preußen hat 1866 und Deutschland mit ihm 1870/71 die Früchte dafür geerntet, daß es, verschieden von andern Staaten, die Opfer der allgemeinen Wehrpflicht ein halbes Jahrhundert allein getragen hat. Daß zwei unkriegerische Regenten damit politisch nichts anzufangen gewußt hatten, ist bei den Anhängern des ältern Heerwesens in den außerpreußischen Ländern ein Hauptgrund dafür gewesen, daß man das gewaltige Machtmittel, das in der Einrichtung lag, verkannte und sie überall, auch in Preußen selbst, als unnötige „Militärlast“ hinstellte. Darum hat sich auch die preußische Heeresverfassung zu allen Zeiten des Deutschen Bundes als das hauptsächlichste, nicht immer ehrlich zugegebne Hindernis

bei allen Bestrebungen, Deutschland unter Preußen zu einigen, erwiesen. Es bleibt nun das unvergängliche Verdienst des großen Kaisers Wilhelm, daß er, ohne sich sonst in die politischen Kreise und Ellipsen seines königlichen Bruders und seiner Staatsmänner einzumengen, in der Voraussicht kommender Ereignisse im stillen eifrig damit beschäftigt war, das unter unkriegereicher Hand einigermaßen verfallne Heer der allgemeinen Wehrpflicht neu zu beleben, die im Verlaufe der Jahre hervorgetretenen Mängel der ersten Einrichtung auszuscheiden und es auf eine zeitgemäße Grundlage zu stellen. Die verletzende Behandlung, die Preußen wieder durch Osterreich bei dem Friedensschlusse von Villafranca erfahren hatte, legte es dem Prinzregenten nahe, noch zu Lebzeiten seines Bruders mit dem Plane der Armeeorganisation hervorzutreten. Zu Anfang fand er auch Verständnis dafür, aber bald trieb der demokratische Liberalismus unaufhaltsam in den Militär- und Verfassungskonflikt hinein, wobei Bismarck als der bestgehaßte Vorkämpfer der Rechte der Krone auf dem Kampfplatze der innern preußischen Politik erschien. Seine diplomatische Laufbahn war geeignet gewesen, in der Bundesversammlung und an den bedeutendsten Höfen die Ziele, Mittel und Zwecke der europäischen Diplomatie, die Stärken und die Schwächen, die Bestrebungen und die Fähigkeiten der politischen Parteien kennen zu lernen. Er hatte einst auf dem Landtage die konservativen Interessen am geistreichsten verteidigt und vertreten, in Frankfurt hatte er sich in eine Politik hineingelegt, die dahin ging, die Wohlfahrt Preußens und die Macht Deutschlands nach außen allein ins Auge zu fassen, ohne bei den hierzu nötigen Schritten irgend einer Partei dienstbar zu sein oder zu werden. Der preußische Konflikt führte ihn an die Seite des Königs Wilhelm, der schon in seiner ersten Proklamation vom 7. Januar 1861 erklärt hatte: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen.“ Die Ähnlichkeit der erstrebten Ziele kettete die politisch hochbegabten Männer eng aneinander, half ihnen, über die bei starken Charakteren selbstverständlichen Meinungsverschiedenheiten immer einen versöhnlichen Ausweg zu finden, und das zu einer wahren Freundschaft gediehene Verhältnis wurde erst durch das Geschick gelöst, das den Kaiser Wilhelm aus diesem Leben abberief.

Daß Bismarck nicht bloß der politische Führer des Kaisers gewesen ist, daß es ihm oft nur schwer gelang, die „Einwilligung seines kaiserlichen Herrn zu erlangen,“ darüber hat er sich mehrfach im Parlament offen ausgesprochen, aber ebenso auch dahin, daß er nur eine „kaiserliche Politik“ verantwortlich vertrete, die der Initiative des Kaisers oder der Vereinbarung zwischen ihm und dem Monarchen entspreche. Wie wenig auch über die einzelnen Verhandlungen zwischen dem Osterreichsanzler und seinem „kaiserlichen Herrn“ authentisch bekannt geworden ist, so steht doch geschichtlich fest, daß in sehr wichtigen Anlässen, namentlich in der deutschen nationalen Frage und in der Sozialpolitik, der Kaiser seine Ansichten zur Geltung gebracht hat, die Bismarck natürlich mit Meisterhand, aber dann immer unter schweren Kämpfen mit den Parteien, durchführte. Für das alles ist Bismarck selbst Zeuge in seinen Reden und sonstigen Auslassungen, die er meist vor „versammeltem Kriegsvolk,“ vor dem Parlament, zur Zeit seiner Amtstätigkeit getan hat. Es ist nun neuer-

dings Mode und Regel geworden, nicht mehr den Bismarck im Dienst, sondern den spätern Altreichskanzler zu zitieren nach manchen von dem Alter und ärgerlichen Stimmungen beeinflussten Äußerungen, die übrigens in den seltensten Fällen vollkommen beglaubigt sind und oft schon äußerlich die Färbung und Auffassung des Überlieferers verraten. Mit der Legende im Einklang steht es auch, den Altreichskanzler geflissentlich in Zivil mit dem breiten Hüte vorzuführen; das geschieht nicht immer aus Pietät und Verehrung, sondern es ist recht viel Absicht dabei. So verehrungswürdig nun auch die hehre Gestalt des Fürsten Bismarck in jeder Darstellung erscheint, so ist doch das Bild, das die Vertreter der Bismarcklegende heute dem deutschen Volke unterschieben möchten, nicht der Bismarck der Weltgeschichte, nicht der weitschauende staatsmännische Gründer des Reichs, nicht der Altreichskanzler „im Dienst.“ Da ist er nie anders erschienen als im Überrock der Landwehruniform mit der weißen Mütze oder bei feierlichen Gelegenheiten mit dem Kürassierhelm, so wie ihn die Meisterhand von Begas vor die Pforten des Reichstagshauses in Berlin hingestellt hat. Das ist der historische Bismarck, anders hat ihn die mit ihm schaffende Generation nicht gesehen, und in dieser Gestalt sollte er auch der Erinnerung seines Volkes erhalten bleiben. Er hat sich während seiner ganzen Amtsführung nur als „im Dienst“ betrachtet, hat mehrfach offen bekannt, daß er sich eigentlich als Offizier fühle, er hat es wiederholt, am schärfsten in der Kamerundebatte vom 10. Januar 1884 den Anzuspungen des Abgeordneten Windthorst gegenüber, ausgesprochen: „Da sitzt der Herr (auf den Abgeordneten Grafen Moltke deutend), dem wir die Einheit des Reichs nächst Sr. Majestät dem Kaiser verdanken; nicht mir. Ich habe über diesen Punkt schon öfter gesprochen, und ich will alte Geschichten von Schlachtfeldern hier nicht wiederholen; aber ohne die Armee kein Deutschland: weder wäre es geworden, noch ist es zu halten.“ Das war keine falsche Bescheidenheit, die dem Fürsten Bismarck, bei aller Beherrschung der feinsten diplomatischen Formen, auch gänzlich fern lag, es war seine volle Überzeugung. Er ist sich nie im unklaren darüber gewesen, was er und sein Werk, was das deutsche Vaterland der Armee verdankt.

Die aller Welt unerwartet kommende preußische Heeresentwicklung auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht, zu der sich noch eine ausgezeichnete Schulung und hervorragende Führung gesellten, die zeitweilig auch in andern Staaten erreicht werden, hatten das Feld für eine umfassende politische Tätigkeit frei gemacht, wie dies seit den großen militärischen Erfolgen Napoleons niemals wieder einem Staatsmanne geboten gewesen war, und gaben der unvergleichlichen Staatskunst Bismarcks die Macht, die Karte Mitteleuropas zu revidieren und darin für das Deutsche Reich einen gediegneu Aufbau zu schaffen. Gerade Bismarck hat nie vergessen, daß seine Rolle und Stellung als Staatsmann eine ganz andre, wenn überhaupt eine geworden wäre, wenn er nicht den König Wilhelm als Herrscher getroffen hätte, der ebenso wie sein verstorbener Bruder, dem keineswegs tiefgehendes politisches Verständnis abging, klar erkannt hatte, daß „die deutsche Kaiserkrone nur auf dem Schlachtfeld erworben werden könne,“ und der von Anbeginn danach handelte, sich die militärischen Machtmittel zu verschaffen, die nötig waren, den deutschen Dualismus und die Bevormundung

durch Österreich zu brechen, ohne daß er zunächst daran dachte, deutscher Kaiser zu werden. Aber er und sein Kanzler wurden durch den Gang der Ereignisse weiter geschoben, und der hing nur von den Entscheidungen auf dem Schlachtfelde ab. Was wäre Bismarck geworden, wie hätte er ein großer deutscher Staatsmann werden können, wenn er von König Wilhelm dem Unverstand der parlamentarischen Übermehrheit, der überwältigenden angeblichen „öffentlichen Meinung“ geopfert worden wäre? Dieser hielt an den Männern fest, denen er vertraute, daß sie ihn in seinem Ringen um die Aufrechterhaltung der Stellung Preußens in Deutschland zu unterstützen vermochten. Zu denen gehörte vor allen auch Roon, der mit großem Geschick in wenig Jahren die vom König entworfne Armeeorganisation durchführte und vor dem oppositionellen Abgeordnetenhaus vertrat. Damit war das Instrument geschaffen, von dem schließlich alles abhing. Alle diplomatische Kunst hätte gegen eine entscheidende Niederlage, die gar nicht einmal so groß zu sein brauchte wie die der Österreicher bei Königgrätz, nichts nützen können; der nachmalige größte deutsche Staatsmann wäre dann nicht nur nicht einmal ein Hardenberg geworden, sondern er hätte seinen Tod in Böhmen gesucht, wie Bismarck selbst mehrfach ausgesprochen hat. Das sind freilich „olle Kamellen,“ aber sie müssen einer Generation wieder aufgefrischt werden, die es nicht miterlebt hat, und der man täglich in Zeitungen und auf der Parteitribüne die Dinge so hinstellt, als hätten nicht die Großtaten der Armee es dem Staatsmann Bismarck ermöglicht, seine geradezu einzige Begabung zu entfalten und in fünf Jahren das halbhundertjährige Sehnen des deutschen Volkes zu verwirklichen, sondern als wäre das das Werk seiner wunderbaren Begabung allein gewesen, und seine Nachfolger wären deswegen geradezu armelige Schächer, denen jeder Zeitungsschreiber und Klubredner über den Mund fahren dürfe, weil sie nicht auch aller fünf Jahre mindestens ein Deutsches Reich oder wenigstens so etwas ähnliches zu gründen vermöchten.

So lagen die Dinge aber damals nicht, und so liegen sie auch heute nicht. Wohl suchte noch 1864 die demokratische Presse die Taten der preußischen Armee, die heldenmütigen Stürme auf Düppel und Alsen herabzusetzen und auf ihre Kosten die Tapferkeit der Österreicher hervorzuheben, aber während sich die Blätter noch mit der Geschmacklosigkeit die Zeit vertrieben, die Armee sei bloß gegen „den innern Düppel“ bestimmt, begann schon die Jugend, den Düppelmarsch zu pfeifen, und das Ausland, dem die Heeresmacht Preußens und Österreichs gewaltig imponierte, überließ es diesen Staaten, sich mit Dänemark abzufinden. So hatte Bismarck, dessen Führung der schleswig-holsteinischen Frage von seiner ersten Erklärung für das Londoner Protokoll an bis zur Einverleibung der Herzogtümer in Preußen überhaupt sein diplomatisches Meisterstück ist, so ziemlich freie Hand. Noch günstiger war die Lage 1866. Statt der von politischen Träumern gehofften Revolution in Preußen kam der sieben tägige Feldzug in Böhmen mit der Vernichtung des österreichischen Nordheeres, deren Folgen auch die ehrenvollen Siege gegen Italien nicht abzuwenden vermochten. Mit dem vollen Glanze dieses eine neue Zeit für Europa bedeutenden Ereignisses trat Moltke in die Weltgeschichte ein; zu seinem Lorbeerkränze vereinten sich alle die Ruhmesblätter, die das preußische Offizierkorps

in stiller, sorgfamer Arbeit, die das „Volk in Waffen“ in heldenmütiger Hingebung und vaterländischer Gesinnung mit seinem Herzblut beschrieben hatte. Der halben Million siegesmutiger Soldaten, die Preußen mit seinen schwächeren norddeutschen Verbündeten Ende Juli unter den Waffen hatte, konnte weder Frankreich noch Rußland etwas Ebenbürtiges entgegensetzen; Napoleon empfand, daß ihm die so sicher erschienene Rolle eines Schiedsrichters in der deutschen Frage nach Königgrätz aus der Hand geglitten war, und er begnügte sich wie Rußland damit, wenigstens den befreundeten Fürstenthümern von Sachsen, Württemberg und Hessen die drohende Gefahr weiterer Gebietsverluste zu ersparen. Bismarck hatte abermals nahezu vollkommen freie Hand, den Norddeutschen Bund zu schaffen, durch geheime Verträge die Brücke über den Main zu schlagen und die französischen Andeutungen wegen irgend einer Kompensation, zu denen auch die Luxemburger Frage gehörte, dilatorisch zu behandeln. Allerdings hatte das Jahr 1866 die Vorzüge der allgemeinen Wehrpflicht dargetan, und in Osterreich ging man aus Revanchelust sofort zu ihr über; Napoleon scheiterte aber 1867 mit seinen vom Marschall Niel vertretenen Vorschlägen in der französischen Kammer. So stand die Welt 1870/71 abermals vor dem erstaunlichen Schauspiel, daß Deutschland, namentlich auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht, in Preußen mit ungefähr einer Million geübter Soldaten in Waffen stand, die bisher für unbesiegbar gehaltenen Franzosen auf allen Schlachtfeldern schlug, den Kaiser gefangen nahm, Metz und Paris samt einer Unzahl kleiner Festungen zur Kapitulation nötigte und alle von Gambetta eilig aufgestellten Neuformationen niederwarf. Solcher Machtentfaltung gegenüber wagte Europa keinen Einspruch, um so weniger als Rußland, das Deutschland gegenüber in Anerkennung der frühern freundschaftlichen Politik Bismarcks überhaupt eine wohlwollende Neutralität bewahrte, sich mit einer Revision des Pariser Friedens von 1856 begnügte.

Zum drittenmal hatte Bismarck nahezu vollkommen freie Hand, und mit welcher Weisheit, die anfangs gar nicht auf allen Seiten in jeder Richtung verstanden und gewürdigt wurde, er die Lage ausgenützt hat, ist in die ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben und nachher auch in den anfangs getadelten Punkten als weitschauend erkannt worden. Er war der größte unter den Paladinen, aber er war doch auch durch ihre Größe und die unvergleichlichen Taten der Armee größer geworden. Ihn als einzigen, die Schöpfung des Deutschen Reichs gewissermaßen nur als das Resultat seiner außerordentlichen Begabung hinstellen zu wollen, das ein anderer von denselben Fähigkeiten unter inzwischen ganz veränderten Umständen auch vollführen könne oder eigentlich müsse, ist geschichtlich vollkommen unrichtig und bringt eine schwere Täuschung über das deutsche Volk. Aber es haben zahlreiche Kreise und Richtungen nach ihrer Meinung politische Vorteile davon, wenn diese falsche Auffassung im Volke Raum gewinnt, und darum wird sie gehegt und verbreitet.

Wenn hier diese „ollen Kamellen“ in kurzen Zügen wieder vorgeführt werden, so geschieht das einzig und allein zu dem Zweck, nachdrücklich darauf hinzuweisen, was das deutsche Volk daraus für seine Zukunft zu lernen hat, daß es sich nicht durch eine einseitige, zum Teil absichtlich gefärbte Darstellung

der Vergangenheit über seine wahren Interessen und die Sicherung seiner Zukunft täuschen lasse. Es hat sich vor vierzig Jahren gewissermaßen nicht um die „Erfindung“ eines genialen Staatsmannes, sondern um sehr reale Machtverhältnisse gehandelt, aber eins kam zum andern, und aus dem glücklichen Zusammentreffen entsproß das große Resultat. Heute liegen die Verhältnisse ganz anders, denn die Machtverhältnisse haben sich seit 1870 bedeutend verschoben. Das Deutsche Reich ist noch immer der militärmächtigste Staat, wenn auch Rußland in seinem ungeheuer weiten Gebiet ein viel stärkeres Heer hat; aber Deutschland vermag bei der Mobilmachung in sechs Wochen achtzig bis hundert Armeekorps mit Offizieren und Unteroffizieren samt voller Ausrüstung an seinen Grenzen aufzustellen, und das kann Rußland nicht, noch viel weniger Frankreich. Darum ist Deutschland zu Lande unangreifbar, und das schafft die Grundlage für die Stärke seiner Friedenspolitik. Aber die Zeit liegt noch gar nicht lange zurück, wo es nicht so war. Man hatte seit dem Frankfurter Frieden ein halbes Menschenalter so gut wie nichts für die Entwicklung der Armee getan, nicht einmal das neue Exerzierreglement, das längst ausgearbeitet dlag, wurde ausgegeben, obgleich die Nachbarstaaten in dieser Richtung weit fortgeschritten waren. Die Ursachen, warum in Deutschland so wenig geschah, sind bekannt und auch erklärlich, sie brauchen hier nicht erwähnt zu werden. In Frankreich hatte man dagegen mit fieberhafter Eile an der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht gearbeitet, und 1886 war man tatsächlich — nicht etwa bloß auf dem Papier — stärker als Deutschland. Während man sich in Deutschland um Kulturkampf, Zolltarif, Sozialistengesetz und Sozialreform erbittert stritt und dabei eigentlich auf allen Seiten bestrebt war, Bismarck so viel wie möglich Knüppel zwischen die Beine zu werfen, hatten die Franzosen mit tiefer Erregtheit die militärische Entwicklung verfolgt, es entstand die wilde Bewegung, die im allgemeinen mit dem Namen des Generals Boulanger verknüpft ist; man schrieb: *Avant la bataille*. Dagegen mußte in Deutschland auch etwas geschehn. Es erfolgte zunächst die Neubewaffnung der Armee mit dem Repetiergewehr, das nach zwei Jahren als kriegsunbrauchbar wieder aufgegeben wurde; dann kam die Septennatsvorlage, die, so gemäßigt sie war, im Reichstage bis in die national gesinnten Kreise hinein mit förmlicher Betroffenheit aufgenommen wurde. Der Reichstag mußte aufgelöst werden, und bei den Neuwahlen erfolgte ein gewaltiger nationaler Rückschlag gegen die große Oppositionsfirma Windthorst-Richter-Grillenberger. Der eigentlich auf den Namen Bismarcks neugewählte Reichstag nahm unbefehlen die Heeresvorlage an und bewilligte in einer einzigen geheimen Sitzung über dreihundert Millionen für militärische Zwecke. Um die französischen Rechenexempel gründlich zu zerstören, wurde auch die Landwehr zweiten Aufgebots wieder ins Leben gerufen, damit den Herren an der Seine deutlich vor Augen geführt werde, daß in Deutschland hinter dem, was sie als deutsche Armee gezählt hatten, noch 700 000 wohlgeschulte Soldaten stünden, die übrigens schon einmal bei ihnen gewesen waren. Da hatten die Franzosen genug und schrieben: *Pas encore*. Fürst Bismarck konnte kurze Zeit danach, am Todestage des Kaisers Wilhelm, dem Reichstage versichern, daß noch am Tage vor seinem Tode der greise Monarch

mit Beruhigung der „seltnen Einstimmigkeit“ gedacht habe, mit der gefehlt sei, was „für die Sicherstellung der Zukunft des Reichs auf jede Gefahr hin“ notwendig war. Weiteren französischen Bestrebungen, trotzdem wieder ein Übergewicht der Zahl zu erreichen, hat erst die neue deutsche Heeresreform unter Caprivi, die die zweijährige Dienstpflicht, aber auch dreiundvierzig neue Infanterieregimenter auf einmal gebracht hat, ein vollständiges Ende bereitet; die Franzosen können einfach nicht mehr mit, weil sie die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit an Dienstauglichen eigentlich schon überschritten haben.

(Schluß folgt)



Ödland und Landeskultur im Herzogtum Oldenburg

Von O. Gramberg



ie von der Statistik als Ödland verzeichneten Moor- und Heideflächen*) des Herzogtums Oldenburg machen immer noch annähernd 2000 Quadratkilometer, das ist etwa zwei Fünftel seiner Gesamtfläche aus, davon etwa 70 000 bis 80 000 Hektar unkultiviertes Moor und etwa 100 000 bis 120 000 Hektar unkultivierte Heide und davon ferner vielleicht 20 000 Hektar Moor und etwa 1700 Hektar Heide im Eigentum des Staats.

Es wird begreiflich sein, daß diese Ödländereien von jeher, und erst recht in neuerer Zeit, wo sogenannte innere und äußere Kolonisation zu den Tagesfragen gehören, auf den Volkswirtschaftler wie auf den Verwaltungsbeamten, aber auch auf weitere Kreise einen großen Reiz ausüben. Woher stammen sie? Weshalb werden sie nicht in Kultur genommen? Wieviel Frucht könnte darauf wachsen? Wieviel Menschen könnten darauf wohnen? Wie fängt man es an, sie für das gemeine Beste nutzbringend zu machen? Solche und ähnliche Fragen drängen sich auf, man hat sie sich schon von jeher vorgelegt, und es fehlt nicht an mancherlei Versuchen, darauf Antwort zu geben.

Über diese Versuche und ihre Ergebnisse sollen die folgenden Blätter eine kurze Übersicht geben.

Um den geschichtlichen Ursprung unserer Moor- und Heidemarken kennen zu lernen, muß man in die fernen Zeiten zurückgreifen, wo die germanischen Volksstämme diese Gegend besiedelten und hernach ihre neue Heimat gegen den römischen Einbrecher verteidigten. Freilich liegt bei der Dürftigkeit der Quellen ein schwer zu hebender Schleier über den geschichtlichen und den wirtschaftspolitischen Verhältnissen der ältesten Zeit, und es ist begreiflich, daß die spärlichen sichtbaren Zeugnisse uralter Vergangenheit, die wir haben, die Heidenwälle, die Landwehren, die Hüngengräber, die Bohlwege usw., in unsern Heiden und Mooren die Phantasie des von Heimatliebe beseelten Beschauers lebhaft anregen und

*) Vergl. Grenzboten, 61. Jahrg., 1902, Nr. 44.